

231

Die Mutter.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Geh.

Der Kleinrusse schritt hin und her und sprach zu ihr: „Mütterlein, so zärtlich mühtet Ihr einmal mit Wjessowitschskifow sein! Sein Vater sitzt im Gefängnis — ist ein ekelhafter Alter. Nikolai sieht ihn aus dem Fenster und schimpft auf ihn. Das ist nicht hübsch! Er ist so gut, der Nikolai, liebt Hunde, Mäuse und jegliches Getier, aber Menschen kann er nicht ausstehen! So weit kann man jemanden verderben!“

„Seine Mutter ist spurlos verschwunden, sein Vater ein Dieb und Trunkenbold . . .“ meinte die Mutter nachdenklich.

Als Andrej ging, um sich schlafen zu legen, schlug die Mutter unmerklich das Kreuz über ihn, und als er sich hingelegt hatte und eine halbe Stunde verfloßen war, fragte sie leise:

„Schlaff Ihr, Andrej?“

„Nein. Warum?“

„O, nichts. Gute Nacht!“

„Danke schön, Mütterlein. Danke!“ erwiderte er leise und freundlich.

XVII.

Als die Alte am nächsten Tage mit ihrer Last am Fabriktor anlangte, geboten die Wächter ihr grob Halt, ließen sie die Töpfe auf die Erde stellen und untersuchten sie ganz genau.

„Da wird mir ja das Essen kalt!“ sagte sie ruhig, während man ihr Kleid roh betastete.

„Schweig still!“ sagte der Wächter mürrisch.

Der andere aber stieß sie leicht gegen die Schulter und meinte überzeugt:

„Ich sage — sie werfen die Blätter über den Zaun!“

Als erster kam der alte Ssifow zu ihr, blickte sich nach allen Seiten um und fragte halblaut:

„Hast's gehört, Mutter?“

„Was?“

„Von den Papieren! Die sind wieder da . . . Wie Salz aufs Brot überall hingestreut. Verhaftungen und Haus-suchungen nützen also gar nichts! Masin, meinen Neffen, hat man ins Gefängnis gebracht . . . hat das vielleicht geholfen! Deinen Sohn haben sie ja auch hingebracht . . . Na und jetzt sieht man deutlich, daß der es auch nicht gewesen ist!“

Seinen Bart streichelnd schloß Ssifow:

„Es handelt sich nicht um die Menschen, sondern um die Gedanken, und Gedanken — sind keine Flöhe, die man weg-fangen kann.“

Er nahm seinen Bart in der Hand zusammen, warf ihr einen Blick zu und sagte im Fortgehen:

„Warum kommst Du nicht zu mir? Muß doch langweilig sein, so allein . . .“

Sie dankte, rief ihre Speisen aus und beobachtete scharf das ungewöhnliche Leben in der Fabrik. Alle Arbeiter freuten sich über etwas, traten in Gruppen zusammen und liefen von einer Werkstatt zur anderen. Ueberall hörte man erregte Stimmen, sah zufriedene, fröhliche Gesichter, etwas Kühnes, Mutiges wehte durch die ruhige Luft. Bald hier, bald dort ertönten Beifallsrufe, spöttische Stimmen, bisweilen Drohungen. Die Jugend war besonders lebhaft, die bejahrten Arbeiter lächelten vorsichtiger. Die Vorgesetzten schritten geschäftig umher, Polizisten liefen auf und ab, und wenn die Arbeiter sie bemerkten, gingen sie langsamer auseinander, oder blieben stehen, brachen die Unterhaltung ab und blickten schweigend in die wütenden, erregten Gesichter.

Die Arbeiter schienen alle sauber gewaschen. Jetzt tauchte die hohe Gestalt des älteren Gussow auf, sein Bruder watschelte wie eine Ente neben ihm her und lachte laut.

An der Mutter gingen langsam Meister Wawilow aus der Tischlerwerkstatt und der Listenfänger Iffai vorüber. Der Kleine, hinfällige Mensch, der den Kopf in den Nacken geworfen und den Hals auf die linke Seite geneigt hatte, blickte in das unbewegliche, feiste Gesicht des Meisters und meinte, schnell sein Wärtchen schüttelnd:

„Sie lachen, Iwan Iwanowitsch . . . Ihnen macht das

Spaß, obwohl es sich um des Reiches Wohlergehen handelt, wie der Herr Direktor gesagt haben. Da heißt es nicht ges-facelt, Iwan Iwanowitsch . . . Wir müssen feste zu-greifen . . .“

Wawilow hatte die Hände auf den Rücken gelegt, und seine Finger waren fest zusammengepreßt.

„Druck, was Du willst an Unwahrheit,“ sagte er laut, „was mich aber anlangt, so untersteh Dich nicht . . .“

Wassili Gussow trat zur Mutter und sagte:

„Ich werde wieder bei Dir essen; es schmeckt so gut!“

Dann dämpfte er die Stimme, plinkerte mit den Augen und setzte leise hinzu:

„Siehst Du? Es hat gewirkt! Ach, Mutter, meine Ver-ehrteste . . . ganz großartig!“

Die Mutter nickte ihm freundlich zu. Ihr gefiel, daß dieser Bursche, der als erster Kaufbold in der Vorstadt bekannt war, sie so anredete, und ihr gefiel auch die allgemeine Er-regung, die in der Fabrik herrschte; sie dachte bei sich:

„Wenn ich nicht wäre . . .“

Ganz in der Nähe blieben drei Handlanger stehen; einer sagte halblaut wie bedauernd:

„Ich hab' es nirgends gefunden . . .“

„Aber man müßte wenigstens zuhören . . . ich kann nicht lesen, aber ich sehe doch, daß da etwas eingeschlagen hat! . . .“

bemerkte ein anderer.

Der dritte blickte um sich und meinte:

„Kommt in die Kesselschmiede . . . ich werde es Euch vorlesen!“

„Es wirkt!“ flüsterte Gussow augenblinzeln.

Frau Wlassow kam fröhlich nach Hause. Jetzt hatte sie selbst gesehen, wie die Schriften die Leute erregten.

„Da bedauern die Menschen, daß sie nicht lesen können!“ sagte sie zu Andrej. „Ich hab' in meiner Jugend lesen können, hab' es aber verlernt . . .“

„Solltet es wieder lernen!“ schlug der Kleinrusse ihr vor.

„In meinen Jahren? Ich werd' mich doch nicht lächer-lich machen.“

Aber Andrej nahm ein Buch vom Wandbrett, deutete mit der Messerspitze auf einen Buchstaben auf dem Einband und fragte:

„Was ist das?“

„Ein R!“ erwiderte sie lachend.

„Und das?“

„Ein A . . .“

Ihr war ungemütlich und traurig zumute, sie schämte sich. Ihr schien, daß Andrej heimlich über sie lachte, und sie vermied seinen Blick. Aber seine Stimme klang milde und ruhig, sie blickte verstohlen in sein Gesicht — das war ganz ernst.

„Andrej, wollt Ihr mich wirklich unterrichten?“ fragte sie unwillkürlich lächelnd.

„Warum nicht!“ erwiderte er. „Versucht es doch! Wenn Ihr früher gelesen habt, wird es leicht wieder gehen. Und wenn nicht, so macht das auch nichts; wenn aber, ist es um so besser!“

„Sonst sagt man: Davon, daß Du ein Heiligenbild an-blickst, wirst Du nicht fromm!“ meinte die Mutter.

„Ach!“ erwiderte der Kleinrusse kopfschüttelnd. „Sprüch-wörter gibt es eine ganze Menge. Viel Wissen macht Kopf-schmerzen“ ist auch so eins. Sprüchwörter sind ein Futter für den leeren Magen. Andererseits: „Ein voller Bauch studiert nicht gern“ . . . Aber was ist das für ein Buch-stabe?“

„Ein D!“ sagte die Mutter.

„Stimmt! . . . Nun und der?“

Sie strengte ihre Augen an, bewegte die Brauen und erinnerte sich krampfhaft an die vergessenen Buchstaben und sah und hörte nichts mehr. Aber ihre Augen ermüdeten bald. Anfangs meinten sie vor Müdigkeit, dann tropften häufig Tränen auf die Blätter.

„Da lerne ich nun lesen!“ sagte sie schluchzend. „Ist Zeit zum Sterben, und ich fange noch an lesen zu lernen . . .“

„Müht nicht weinen!“ sagte der Kleinrusse freundlich und leise.

„Ihr habt nicht anders leben können . . . wißt aber sehr wohl, daß Ihr ein klägliches Leben geführt habt! Tausende könnten besser leben als Ihr . . . dabei leben sie wie das

Bieh und prahlen noch. Ist denn das schön, wenn man heute nichts tut als arbeiten und essen, und morgen wieder genau dasselbe, und so bis an sein Ende? Dazwischen werden dann Kinder geboren, anfangs freut man sich, aber sobald sie Appetit entwickeln, schimpft man: „Zhr Biefrage, wachst etwas schneller, Zhr müßt arbeiten!“ Und möchte aus seinen Kindern am liebsten Haustiere machen . . . Aber die Kinder arbeiten bald für ihren eigenen Magen . . . und dann geht die Leier von neuem los! Nie zittert die Seele vor Freude, nie hat sie Gedanken, vor denen das Herz still steht. Die einen leben wie die Bettler — erbitten sich alles, die anderen wie die Diebe — reißen alles an sich. Man hat in Unmenge diebische Gesetze gegeben, Kerle mit Stöcken über die anderen gesetzt, ihnen gesagt: Hütet unsere Gesetze, sie sind bequem, sie lassen uns dem Menschen das Blut aussaugen! Zuerst bedrücken sie die Menschen äußerlich — gibt einer aber nicht nach, so trichtern sie ihm Dinge ein, die seine Vernunft lähmen.

Die Ellbogen auf den Tisch gestützt blickte er mit seinen nachdenklichen Augen in das Gesicht der Mutter und sagte:

„Nur die sind Menschen, die Leib und Seele von ihren Ketten befreien . . . Und jetzt habt Zhr, so weit Eure Kraft reicht, mit diesem Werk begonnen.“

„Wie kann ich das?“ rief sie.

„Ganz einfach. Es geht dabei wie mit dem Regen: jeder Tropfen tränkt einen Samentorn. Wenn Zhr noch lesen lernt . . .“

Er lachte, stand auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Nein, lernt es nur . . . Wenn Pawel kommt — was der dann für Augen machen wird?“

„Ach, Andrjuscha!“ sagte die Mutter. „Jungen Menschen erscheint alles einfach, wird man aber älter, so hat man viel Kummer und wenig Kraft und gar keinen Verstand mehr . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ausflug.

Skizze von E. V e l h (Berlin).

I.

„Du bist aber fein!“ sagt die Großmutter. Erna dreht sich in dem weichen Wollkleiden rund um, die Arme weit vom Leibe gespreizt. Ihr blonder Pops baumelt auf den Rücken hinab, ein blaues Bändchen ist hineingeschoben. Das roßige Gesicht strahlt.

„Muttdchen, is auch wahr?“ fragt sie, und sucht mit den lachenden, blauen Augen die blasse Frau, die am Fenster sitzt; Kartons und Blumenblätter und Stiele sind auf der Tischplatte gehäuft, zwischen denen hantieren ihre schlanken, behenden Finger.

„Sehr fein, mein Liebling! Und viel Vergnügen wirst Du heute haben. Großchen und ich werden an Dich denken!“

„Ja!“ sagt die Siebenjährige, „ich freu mich doch auch so!“ Dann hebt sie sich auf die Fußspitzen: „Ob die andern auch solch schöne Kleider haben?“

„Muttdchen hat auch die halbe Nacht gefesselt, bis es fertig war.“ Die alte Frau ist mit dem Sortieren der Blumen beschäftigt, hält jetzt ein wenig inne, und guckt über die Brille. „Und wenn sie das Kleid nich noch gehabt und verwahrt hätte —“

Ihre Tochter macht eine abwehrende Bewegung und preßt die Lippen aufeinander.

„Otti, ich seh Dich noch drin, frisch und hübsch und 'nen Gut mit Rosen! Un mit 'nem ganzen Arm voll Schilf und Blumen kamst Du nach Hause und legtest das alles Watern auf die Bettdecke. Es war seine letzte Freude. Am andern Morgen war er tot.“

Sie seufzt und sieht in dem Zimmer umher. Ein Sonnenstrahl läuft durch das schräg in der Wand sitzende Fenster, gerade nach der großen Photographie ihres Seligen hin. Die alten grünen, sauber gehaltenen Polstermöbel mit ihren zusammengezogenen Rissen übertragen die helle Beleuchtung nicht gut. Aber all der bunte, flimmernde Stoff, die Blätter und der Staubfädentram sehen frisch aus, wie auf Wiesen und in Gärten gepflückt und scheinen Leben zu gewinnen. Das krause Haar der kleinen Erna wird ganz goldig.

„Denn — denn brach ja auch eine andere Zeit an,“ — ein dumpfer Seufzer — „un für weiße Kleider und Fuß hattest Du keinen Sinn mehr.“

„Lach doch!“ Gequält klingt es herüber.

„Na ja! Un denn in die Kiste und nie mehr in'n Grunewald. Aber nu kommt es doch wieder ans Licht; das is die Hauptfacke! Un für Erna, unsern Augentrost! Zott, wenn das Kind nich dajeweßen wäre, all die Jahre!“

„Das is die Hauptfacke!“ spricht die Kleine nach, und hüpfst von einem Bein auf das andere. „Wir wer'n laufen und springen und Blumen pflücken und —“ sie ist an den Tisch der Mutter getreten, „ich bring Dir auch Blumen mit, Muttdchen, ganz gewiß.“

„Hab' hier ja so viele,“ sagt die mit einem wehmütigen Lächeln. Dann setzt Erna den Strohhut auf, der auch neues Wand

bekommen hat, und faßt nach dem Täschchen, in dem die Ridel und das Taschentuch sind. Sie bietet erst der Großmutter das roßige Mündchen und schlingt dann die Arme um den Hals der Mutter. Die läßt sich geduldig herunterziehen.

„Hier is mein Schnabel! Eins, zwei, drei!“ sagt Erna.

Die Mutter sieht ihr in die Augen. „Ja, mein ganzes Glück bist Du geworden. Im Leben haben mich diese kleinen Hände festgehalten.“

„Muttdchen, warum Du bloß nicht mitkommst!“ klagt die Kleine.

„Lach man, Kind,“ meint die Großmutter mit leichtem Vortwurf in Ton. „Andere Menschen freuen sich auf den Frühling und möchten raus in ihn. Sie vertriecht sich dann erst recht. Das is nu schon so lange, als —“ und sie schweigt und legt das Abgezählte in den Karton.

„Sei vorsichtig, mein Liebflug, nicht wild, folgsam und artig!“

„Weiß doch schon!“ nickt Erna atkflug. In der offenen Tür dreht sie sich noch einmal um: „Wie sie alle lustig sind, frisch und froh sich regen, Amsel, Drossel, Fink und Star, und die ganze Vogelschar,“ singt sie mit einem dünnen, klaren Stimmchen. Dann huscht sie wieder zurück, herzt die Mutter nochmals, und nun laufen ihre kleinen Füße eilig über den Korridor. Aber jetzt muß sie sich hüten. Was liegt da? Eine vergettelte Kornblume! Wenn das Muttdchen wüßte! Die ist gewiß an Großmutter's Kleiderrock hängen geblieben. Die Tür vorsichtig zu, daß sie ordentlich ins Schloß schnappt. So! Es kann doch nicht beständig wer hinter ihr sein; die haben viel zu tun, immer sitzen und Blumen machen. Sie schiebt den Draht der Kornblume zwischen die Lippen und springt die Treppe hinab.

Auf dem ersten Absatz steht sie still und guckt. Am Fenster lehnt ein hochaufgeschossener Junge. Die blaugrünen und rotgelben Glascheiben werden vom Sonnenlicht durchspielt und all die bunten Farben sind über ihn gestreut. Auch auf dem schlaffen linken Armel seiner Jade, in dem der Arm fehlt. Sie hat das neulich schon einmal gesehen, als sie an ihm vorbei kam, wie heute. Er wohnt just unter ihnen in der Hinterwohnung. Großmutter hat Muttdchen erzählt, da wären nun endlich anständige Leute drin. Nicht solche, wie der Schneider, der seine Frau und Kinder immer haute. Diese hier hätten bessere Zeiten gesehen. Was das bedeuten soll, weiß Erna nicht, aber der dort mit nur einem Arm — das gibt ihr zu denken und jetzt zu schauen.

Die Kornblume wippt zwischen den roten Lippen. Die letzten Stufen nimmt sie ganz langsam und steht wieder still. Der Junge hat durch die offene Mittelscheibe nach dem Dach geblickt; jetzt wendet er sich um und sieht sie an. Da sagte sie:

„Ich geh nach Halensee! Unsere Schule macht einen Ausflug!“

Es huscht über sein Gesicht eine ganz schwache Röte, dann antwortet er mit leiser Stimme: „Das ist aber schön!“

„Alle Lehrer und Lehrerinnen auch mit!“ Sie schwenkt ihr Täschchen und die Kornblume fällt zu Boden. Er hebt sie auf und hält sie ihr hin. „Das ist ja eine künstliche,“ sagt er. „Aber ganz täuschend. Ich dachte schon, Kornblumen — die Zeit dafür ist ja noch nicht.“

„Woher weißt Du denn die Zeit?“ fragt Erna.

„Die leimt man doch. Und ich, ich muß es wissen, ich will Naturforscher werden.“

Sie weiß nicht, was das ist, aber sie bewegt das Köpfchen.

„Was machst Du denn hier?“

„Ich seh' den Spazn zu, da auf dem Telephondraht,“

„Nach Halensee in'n Grunewald is besser!“

„Ganz gewiß!“

„Möcht' sie auch?“

Er nickt und seufzt und sieht zu Boden.

„Erst mit der Elektrischen“, plappert Erna; „denn 'n weiter Spaziergang. Hast schon mal von Paulsborn und Hundelehke gehört?“

„Bin schon dagewesen!“

Sie blinzelt ihn unter den langen Wimpern an. „Aber heute, da is ganz besonders schön, mit der Schule doch. Großmutter wünscht sich, das könnte sie auch. Muttdchen, — nein, die nicht!“ — Sie denkt: Wie traurig muß es sein, keinen zweiten Arm zu haben. Der arme Junge! Und hinaus kann er auch nicht nach Halensee.

„Morgen erzähl ich Dir,“ sagt sie zutunlich. „Da!“ sie reicht ihm die Kornblume. „Weil Du 'n Naturforscher bist.“ Und dann nimmt sie im Hinunterspringen immer zwei Stufen auf einmal, denn es fällt ihr ein, sie könnte zu spät kommen. Sie sollen sich doch versammeln. „Hübsch pünktlich!“ hat Fräulein Lorenzen gesagt. Sie läuft über den Hof. Vor der Tür, die auf die Diele des Vorderhauses führt, guckt sie sich um. Der arme Junge mit den braunen Augen sieht gewiß hinter ihr her. Mutter hat auch solche; sie glänzen immer, als ob Tränen drin sind.

Die Portiersfrau sieht vom Fenster herauf. „Aee, Ernachen, wat biste fein!“

„Unsere Schule geht doch aus, Frau Hagen.“

„Denn amestier' Dir ooch jut!“

Husch — auf die Straße. Vorsichtiges Umbliden. Das hat sie denen zu Hause versprochen. Ueber den Damm. Ein paar Querstraßen. Da ist der Winterfeldtplatz und die hoch in den Himmel ragende Kirche, dort sind Mädgen in bunten und weichen Kleidern. Ältere, größere und ganz kleine. Daneben Lehrer und Lehrerinnen. Von allen Seiten eilt es herbei, zu Dreien, Zweien,

allein. Und da ist ihre Klasse. Sie sprechen erst nicht, sie mustern sich. Eine zeigt der andern eine Kette oder Schleife, macht auf ihren feinen Hut aufmerksam, auf neue Stiefel. „Hast Du auch welche getrieht?“ Die Uhr dort oben zeigt noch fünf Minuten vor der bestimmten Zeit, aber es ist schon durch Zählung erwiesen, daß alle da sind. Und dann rollen die elektrischen Wagen mit den Plakaten „Bestellt“ heran und es ist zwar ein buntes Getrabbel, aber doch größte Ordnung beim Einsteigen. Und wie sie nun alle nebeneinander gereiht sind, froh und vergnügt, atmet Erna hastig. „Wie schön! wie schön!“ flüstert sie Annelen Müller zu, die in der Gemeindefchule neben ihr sitzt und ein nettes Mädchen ist, was Großmütchen und Muttchen auch glauben. Dann ein Zeichen. Singen sollen sie, sobald der Wagen zu fahren anfängt. Jetzt! „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus.“ Ein Wißchen quieschiger als sonst, denkt Erna. Es ist aber herrlich! Viele Leute drehen die Köpfe nach all den fröhlichen Kindern.

„Na, Erna, was soll's nun sein? gib Du mal ein Lied an!“ sagt Fräulein Lorenzen, die ihr gegenüber sitzt. Sie ist ganz schnell mit der Antwort da: „Wer ist der beste Hirte? das ist der goldne Wond!“

„Das wollen wir bis zur Nachhausefahrt aufheben, mein Kind. Sag Du eins, Tina Gengel!“

Die ist ein langaufgeschossenes Mädchen mit einer harten Stimme und vielen großen Sommersprossen. Sie grinst mit dem breiten Munde und antwortet: „Ja man fährt gemüthlich auf die Pferdebahn.“

„Das Lied kennen die Andern wohl kaum“, wehrt Fräulein Lorenzen.

„Doch, doch!“ — „Ich kenn's von Vatern!“ — „Von mein'n großen Bruder.“ Schwirrt es durcheinander.

Fräulein Lorenzens Lippen verziehen sich, wie wenn sie lachen wollte, dann ist sie aber gleich wieder ernst. Und nun fallen sie alle frisch mit ein: „Lieb immer Treu und Redlichkeit.“ Dazwischen denkt Erna an den Jungen aus dem dritten Stock, daß er Naturforscher werden will. Was das wohl ist? Wenn sie allein neben Fräulein Lorenzen steht, will sie fragen. Die weiß alles. Und sie sollen immer nur fragen, hat sie auch gesagt. Der Herr Rektor weiß natürlich noch mehr, meint Annelen Müller, denn darum ist er Herr Rektor. (Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Eine „Luftreise“ in Deutschland vor 120 Jahren. „Wer die Entdeckung der Luftballone mit erlebt hat, wird ein Zeugnis geben, welche Weltbewegung daraus entstand, welcher Anteil die Luftschiffer begleitete, welche Sehnsucht in so viel tausend Gemüthern hervorbrang, an solchen längst vorausgesehenen, vorausgesagten, immer geglaubten und nimmer ungläublichen, gefährvollen Wanderungen teil zu nehmen; wie frisch und umständlich jeder einzelne Versuch die Zeitungen füllte, zu Tagesheften und Kupfern Anlaß gab; welchen zarten Anteil man an den unglücklichen Opfern solcher Versuche genommen. Dies ist unmöglich selbst in der Erinnerung wiederherzustellen. . . .“ Als der alte Goethe rückblickend diese Worte schrieb, war die Zeit über die ersten Versuche der Luftschiffer bereits zur Tagesordnung übergegangen; die kühnen Pioniere, Charles, die Brüder Montgolfier, Pilâtre de Roziers und Blanchard waren vergessen, und die Menschheit hatte sich von neuem damit abgefunden, an den Erdboden festgebannt ihr Leben fortzuführen. 125 Jahre später schafft die Technik eine Wiederholung der öffentlichen Erregung; in Berlin und in Paris durchqueren lenkbare Luftschiffe die Atmosphäre, aber diesmal finden die Winde die kühnen Eindringlinge in ihr Reich besser gerüstet. In diesem Augenblick, wo die Allgemeinheit mit wachsender Erregung die neuen Siege im Kampf um die endgültige Eroberung der Lüfte verfolgt, ist eine Schilderung eines Aufstiegs aus der ersten Jugendzeit der Aeronautik nicht ohne Reiz. Aus Regensburg ist uns eine fesselnde Broschüre vom Jahre 1787 erhalten, der Gustav Freytag ein besonders anziehendes Kapitel in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit widmete, die „Ausführliche Beschreibung der 28. Luftreise, welche Herr Blanchard den 12. November 1787 zu Nürnberg unternahm und glücklich vollzog. Mit vier Kupfertafeln begleitet.“ Die interessante kleine Schrift gibt ein anschauliches Bild von der Begeisterung, mit der der berühmte französische Luftschiffer in Deutschland begrüßt wurde und von den großen festlichen Veranstaltungen, mit dem der Rat von Nürnberg den Aufstieg vorbereitete. Von allen Seiten strömten die Fremden herbei, Illuminationen, Pechpfannen loderten durch die festlichen Nächte und der Rat sorgte eifrig, daß es den Gästen an Unterhaltung und Vergnügen nicht mangle. „Endlich kam der 12. November heran; es war ein festlicher Tag. Schon ein paar Tage vorher wurde beschlossen, keine Kathsession zu halten, welches sich niemand zu erinnern weiß. Die mehresten Bewölber und Läden wurden nur früh oder garnicht eröffnet. Bey den drei Kirchen zu St. St. St. Lorenz, Sebald und Egidien wurden starke Wachen postiert, die beständig mit Patrouilliren abwechselten, und drei Thore blieben ganz verschlossen. Schon um Thoraufschluß begaben sich eine Menge Menschen auf den Ort des Schauspieles, auf welchem in gewisser Entfernung viele Hütten und Zelte errichtet wurden, worin alle Sorten von Getränken und

Speisen zu haben waren; in einigen derselben befanden sich auch Musikanten, und alles schien eine große Feyerlichkeit anzukündigen. Als gegen neun Uhr durch drei Wöller das Zeichen zum Füllen des Ballons gegeben wurde, befanden sich schon viele tausend Menschen auf dem Judenbühl, und nun kamen durch den Heroldsberger Schanz-Posten und durch jenen beim Schmausen-Garten ein solcher Strom von Fußgängern, reutenden und fahrenden Personen auf den Platz zu, daß derselbe bis zum letzten Signal ein unabsehbares Feld von Menschen vorstellte.“ Die Bitterung war „erwünscht“, und zwar in demselben Sinne, wie heute für die lenkbaren Luftschiffe, die Luft bewegte sich kaum zum Bemerkten südwestlich. Ausführlich wird geschildert, wie Herr Blanchard geschäftig schon von 1 Uhr morgens an beim Füllen des Ballons tätig war, und „mit einer solchen Munterkeit umhereilte, als ob er bei der vergnügtesten Gesellschaft im Tanz begriffen wäre.“ Und dann „stieg er mit aller Gegenwart des Geistes, welche ihn nie zu verlassen scheint, getrost nach höheren Regionen auf. Man sagt, er habe, wie er vor jeder Auffahrt zu tun pflegte, den Tag vorher kommuniziert“. Es war etwa 1/2 12 Uhr, als zum Zeichen der Abfahrt vier Wöllerschüsse gegeben wurden und Trompeten- und Paukenschall ertönte. „Majestätisch und sanftschuell war des Aeronauten Emporschweben über den Verschlag heraus; er winkte, das an seine Gondel befestigte Seil loszulassen, und erlitt dabei nicht die geringste Erschütterung. Mit bangem Entzücken und frohem Staunen über dies herrliche Schauspiel, war eine solche feyerliche Stille verbunden, als ob kein lebendiges Geschöpfe auf dem großen Plage sich befunden hätte. So wie bei der schönsten Bitterung der Rauch als eine Säule emporsteigt, so gerade stieg auch die von des Tages Helle erleuchtete und durchsichtig scheinende Kugel mit dem nach sich ziehenden Luftschiffer auf. Von der Höhe eines Thurmes warf er Papiere auf die Zuschauer herab. . . .“ Laut tönendes Vivatrufen und Händeklatschen scholl dem entschwindenden Luftschiffer nach, als er mit zwei Fahnen die ihm nachsehenden und die Stadt salutierte. Etwa eine halbe Stunde vom Ort der Auffahrt hatte er die größte Höhe erreicht und stand etwa 4800 Fuß über der Meeresfläche. „Von dieser gewaltigen Höhe ließ der muthige Luftsegler den Fallschirm mit dem Hündchen herab, welcher so langsam niedersank, daß darüber fünf Minuten verfloßen, bis das aeronautische Kiechen bei Thon an der Erlanger Straße auf einem Samenfeld wohlbehalten zur Erde kam.“ Nach etwa dreiviertel Stunden sah man den Ballon ziemlich schnell beim Bordorfer Wäldchen herabsinken. Herbeieilende Bauern ergriffen das herabhängende Seil, da sie aber „nicht französisch verstanden, so gab es eine artige Scene: Er rief ihnen immer zu: en bas, en bas, sie sollten niederziehen, um die Gondel zur Erde zu bringen; die Bauern hingegen meinten, sie sollten das Seil auslassen, und waren just auf dem Punkt, solches zu thun, als ihnen die anderen dazu kommenden Leute bedenkten, sie mühten niederziehen und die Gondel mit den Händen ergreifen, sonst flöge das Ding wieder in die Höhe. In der That erstaunten sie über die Ragen, daß sie anstatt zu tragen, wie sie glaubten, unter sich krüden mußten.“ Von der jubelnden Menge umringt, lehrte Blanchard zurück; er wurde „stehend in seiner Gondel mit dem über ihn schwebenden und noch nicht entkräfteten Ballon, welcher jetzt, da etwa der vierte Teil Luft herausgelassen war, die Gestalt einer Birne hatte, nach der Stadt gezogen.“ Man spannte seinem Wagen die Pferde aus und „zog nach englischer Sitte den kühnen Aeronauten im Triumph daher durch die ganze Länge der Stadt bis zum rothen Hof. Im Schauspielhause aber wurde an diesem Tage ein „auf die Feyer der Blanchardischen Luftreise verfertigtes Ballet, betitelt: „Das Fest der Winde“ gegeben, wobey das Opernhaus gedrängt voll war. Nach dem Schauspiel gieng zur Tafel und Mascarade wieder ins rothe Hof, welche sich früh den 13. endigte. . . .“

Astronomisches.

Wolken und Wetter auf fremden Planeten. Auch die anderen Planeten außer der Erde haben vermutlich ihre Atmosphäre, nur vom Monde ist es ziemlich gewiß, daß er keine Gashülle um sich hat, und das mag auch bei den kleinen Begleitern anderer Planeten, beispielsweise bei den Mars- und Jupitermonden, der Fall sein, jedoch sind diese Himmelskörper zu weit von uns entfernt, als daß sich bei ihrer geringen Größe genaue Feststellungen darüber machen ließen. Die interessanteste Atmosphäre hat jedenfalls der Jupiter, auf dessen Oberfläche sich in einem großen Fernrohr Zonen und Flecke verschiedener Farben unterscheiden lassen. Nun darf man sich keineswegs vorstellen, daß diese Planetenatmosphären wie bei unserer Erde aus demselben Gasgemisch bestehen, das wir Luft nennen. Ohne Zweifel aber gibt es auf dem Jupiter Stürme und vielleicht auch Regen und Schnee, wenngleich letztere möglicherweise nicht aus Wasser, sondern etwa aus flüssiger oder fester Kohlenäure bestehen. Ständige Stürme werden auf dem Jupiter, wie der spanische Astronom Solá in den „Astronomischen Nachrichten“ behauptet, durch sehr kleine unsichtbare Monde veranlaßt, die den Jupiter in geringer Entfernung umkreisen. Diese vermuteten Trabanten, die auch mit dem schärfften Fernrohr noch kein Menschenauge gesehen hat, verursachen gewissermaßen Flutwellen in den oberen Schichten der Jupiteratmosphäre, wie unser Mond auf den Ozeanen der Erde. Diese Stürme finden aber nur in den äquatorialen Zonen des Jupiter statt, und das ist den Astronomen auch sehr lieb, weil sie sonst keine Möglichkeit hätten, die Zeit der Umdrehung des Planeten

um seine Achse festzustellen. Daß lebhaftere Störungen in der Gas-
hülle des großen Planeten vor sich gehen, erhellt auch aus der
Beobachtung, daß unter dem berühmten roten Fleck, der seit
langem auf dem Jupiter nachgewiesen worden ist, zuweilen eine
dunkle Masse hinzieht. Im Ganzen schließt Dr. Solá aus seinen
Beobachtungen, daß die Atmosphäre des Jupiter aus übereinander
lagernden Schichten besteht, die auch eine verschiedene Bewegung
besitzen, indem in den oberen Schichten die erwähnten Stürme
statthaben. Ähnliche Flurstürme sollen übrigens auch auf dem
Planeten Saturn durch die Nähe seiner Ringe erregt werden. —

Die Aufnahmen der Sonnencorona gelegentlich
der Sonnenfinsternis vom 30. August 1905, die an verschiedenen
Beobachtungsorten stattfanden, gestatten interessante Schlüsse über
die Bewegungsvorgänge in der Corona, dem Strahlen- und Licht-
kranze, den wir um den die Sonne bedeckenden Mond sehen. Aus
den Ergebnissen der Expeditionen, die nun nach und nach veröffent-
licht werden, können die Zustände der Corona zu verschiedenen
Zeiten ersehen werden. Die Beobachter, welche ihre Aufnahmen in
Aegypten machten und dort die Finsternis beobachteten, hatten die
gänzliche Verfinsternung 70 Minuten früher als die in Spanien,
denn so lange dauerte es, bis der Mondschatten von dort nach jenen
Orten über die Erde hinweggejagt war. Die Vergleichung der
beiden Coronaaufnahmen ergab keine wesentlichen Änderungen in
der Corona während dieser Zeit. Man muß daraus schließen,
daß die Teilchen, welche die Corona zusammensetzen, nur ver-
hältnismäßig geringe Geschwindigkeiten besitzen, höchstens 2 Kilo-
meter in der Sekunde. Auch ein aus trichterförmig zusammen-
laufenden Strahlen bestehendes Gebilde in der Corona, das seinen
Ursprung in einer Eruption (Ausbruch) in der Sonne zu haben
schien, deutet, wie der Bericht der Expedition der Lidsterntwarte
sagt, keine größere Geschwindigkeit dieser Stoffmassen an.

Auch zum Zwecke der Feststellung etwaiger sonnennaher
Planeten, die vielleicht innerhalb der Merkursbahn laufen (intra-
mercurielle Planeten), wurden photographische Aufnahmen der
Sonnenumgebung gemacht. Weder auf den Bildern der Ham-
burger noch auf denjenigen der amerikanischen Expeditionen wurden
jedoch Spuren solcher Körper wahrgenommen. Natürlich ist damit
noch nicht endgültig bewiesen, daß nicht doch vereinzelte kleine
Planeten innerhalb der Erdbahn vorhanden sind.

Medizinisches.

Die geographische Verbreitung von Pest und
Gelbem Fieber. Die Gesundheitsberichte, die von der Staats-
abteilung für öffentliche Gesundheitspflege in den Vereinigten
Staaten herausgegeben werden, haben jetzt eine verdienstliche Zu-
sammenstellung über die gegenwärtige Verbreitung einiger der
gefährlichsten epidemischen Krankheiten veröffentlicht, und zwar
nach dem neuesten Stand bis Anfang Juli d. J. An erster Stelle
wird das Gelbe Fieber berücksichtigt, der berüchtigte „Gelbe Jacob“,
der eine Besonderheit der westlichen Halbkugel ist, um die sie von
der alten Welt keineswegs beneidet wird. Die Vereinigten Staaten
selbst sind verschiedentlich von schwerer Einschleppung dieser Seuche,
die sowohl durch die hohe Sterblichkeitsziffer als durch ihren Ver-
lauf zu den entsetzlichsten gehört, heimgesucht worden, im letzten
Jahre aber verschont geblieben. Weit schlimmer ist das mittlere
Amerika daran, wo Mexiko sich noch einigermaßen gut gehalten
hat, während in Salvador und Guatemala eine große Zahl von
Todesfällen sich ereignet hat. Auf der Insel Cuba, wo die Ameri-
kaner bei der Besitznahme nach dem Seekrieg gegen Spanien die
traurigsten Verhältnisse vorfanden, hat die Energie ihrer Ärzte
den Zustand ganz wesentlich gebessert, so daß in letzter Zeit nur
verhältnismäßig wenige Fälle vorgekommen sind. Außerdem haben
die Inseln Barbados und Trinidad Todesfälle an Gelbem Fieber
gehabt. In Südamerika scheinen Brasilien und Ecuador am
stärksten betroffen zu sein, auch in Venezuela ist die Seuche ständig
vorhanden. Peru hat einige eingeschleppte Fälle zu verzeichnen
gehabt. Weit wichtiger als diese Zusammenstellung ist für die
Allgemeinheit die Uebersicht über die gegenwärtige Verbreitung der
Beulenpest, die sich im Verlauf des letzten Jahres auf alle fünf
Erdbteile erstreckt hat. Von Europa wird ein Fall in Cuxhaven und
zwei in Rußland genannt. Amerika ist mit einigen Fällen in San
Francisco und Westindien vertreten, vor allem aber mit einer recht
erheblichen und noch jetzt nicht erloschenen Epidemie in Brasilien,
der sich zu Anfang des Jahres eine kaum weniger gefährliche in
Chile anschloß, während sich in Argentinien, Paraguay, Uruguay
und Peru vereinzelte Fälle gezeigt haben. In Afrika hat die
Pest sowohl im äußersten Norden wie im äußersten Süden ihre
Wissitenkarte abgegeben, nämlich in Aegypten, wo noch immer, was
fast in Vergessenheit geraten zu sein scheint, 7 Provinzen mit der
Pest behaftet sind und in den ersten fünf Monaten des laufenden
Jahres nicht weniger als 857 Erkrankungen mit 662 Todesfällen
erlitten haben. Es ist besonders wichtig, daß diese Tatsache, die
eine dauernde Bedrohung Europas bedeutet, nachdrücklich in Er-
innerung erhalten wird. Kleine Epidemien von Pest haben sich in
der Kapkolonie und in Uganda gezeigt, während die zu Afrika ge-
rechnete Insel Mauritius seit 8 Jahren und noch immer ziemlich
erheblich unter Pest leidet. Ihren eigentlichen Sitz aber hat die
Seuche in Asien. Wenn von den wahrhaft trostlosen Zuständen in
Indien, von wo in jeder Woche die unglaublichsten Nachrichten über
eine Sterblichkeit von 30—50 000 Menschen kommen, abgesehen

wird, so ist die asiatische Türkei am schlimmsten heimgesucht, wo
von Januar bis Mai 365 Erkrankungen vorgekommen sind, die
fast sämtlich zum Tode führten. In Arabien wurde die Pest wie
gewöhnlich mit den Mekkapilgern eingeschleppt, hat aber diesmal
eine weitere Ausbreitung dorthin nicht gemommen. In Persien
herrscht eine Epidemie noch immer am Persischen Meerbusen, in
Buschehr und auf der durch ihre Perlenfischerei berühmten Insel
Bahrein. In China fand ein heftiger Ausbruch der Pest in den
ersten Monaten des Jahres im Hafen Niutschwang an der Küste
der Mandchurei statt, vereinzelte Fälle in Hongkong und Hankau.
In Japan gelten die Häfen Osaka und Matsuyama als verseucht,
außerdem sind seit mehreren Jahren zum ersten mal wieder in
Yokohama mehrere tödliche Pestfälle vorgekommen, ebenso in dem
Kriegshafen Sasebo. Ferner herrscht auf der Insel Formosa eine
ständige Epidemie. Endlich fordert auch in Australien, und zwar
in den Staaten Queensland und Neusüdwales die Pest noch immer
von Zeit zu Zeit einige Opfer, so daß was die geographische Ver-
breitung betrifft, die Weltlage bezüglich dieser Seuche alles andere
eher als erfreulich genannt werden muß.

Humoristisches.

— Da sie Rasi prozeßierten. Der Vorsitzende:
Wir kommen jetzt zur Berechnung der Ausgaben, die Se. Erzellenz
Rasi, der Unterrichtsminister, der Staatskasse aufgestallt hat. Ich
finde da zuerst einen Posten von 548 Lire für 28 000 Visitenarten.
Erster Rat: Das ist fürchtbar billig. Das Ansehen des Staates
muß erschüttert leiden, wenn ein Minister Visitenkarten austrägt, die
offenbar auf ganz schlechtem Papier höchst ruppig gedruckt sind.

Zweiter Rat: Immerhin — 28 000 Stück!
Erster Rat: Das reicht ja noch nicht einmal für ein Jahr bei
100 Visiten täglich. Ich habe den Minister im Verdacht, daß er da
aus seinem eigenen Portemonnaie Zuschuß geleistet hat. So etwas
sollte nicht vorkommen.

Vorsitzender: Nächsten Posten: 1248 Lire für Zahnstöcker. Ich
finde das etwas stark.

Dritter Rat: Sie werden schließlich noch einem Minister ver-
bieten wollen, sich die Zähne zu stoßern!

Vorsitzender: Für eine dreitägige Reise nach Neapel 4500 Lire!
Erster Rat: Da muß er ja wie ein Proletarier gelebt haben.

Fünfter Rat: Man muß doch auch die Lebensgewohnheiten
eines hohen Staatsbeamten in Rücksicht ziehen! Rasi pflegte, wie
wir gesehen haben, in seinem unermüdblichen Dienstfever täglich
100 Visiten zu machen. Nach jedem Besuch mußte er doch etwas
essen. Eine anständige Mahlzeit ist in Neapel nicht unter 10 Lire
zu haben. Macht 1000 Lire tägliche Beköstigung ohne Hotelkosten,
ohne Fuhrwerk, ohne die zahllosen anderen Bedürfnisse des
Lebens. Im Musterlande Deutschland gibt es Minister,
die den ganzen Tag hazardieren; zu solchen Extrabaganzten wird
wohl unserem Rasi bei seinem kärglichen Budget nichts übrig
geblieben sein.

Dritter Rat: Und in Deutschland wurden deswegen Redakteure
zu empfindlichen Gefängnisstrafen verurteilt. Ich finde das ganz in
der Ordnung. Wir alle würden hier ungezählte Jahre Strahhaft
verdienen, wenn wir uns einsfallen ließen, die Lebensführung eines
Ministers im geringsten zu bemängeln.

Der Vorsitzende: Wir sollen doch nur prüfen, ob alles mit
rechten Dingen zugegangen ist.

Vierter Rat: Ach was! Bei einer Staatsschuldenlast von zwölf
Milliarden wird es wohl auf die paar lumpigen Tausende nicht an-
kommen! Mit solcher Pfennigsucherei diskreditieren wir bloß den
Landeskredit.

Dritter Rat: Ich beantrage ein Vertrauensvotum für Rasi.

Erster Rat: Und einen Zuschuß aus Staatsmitteln an seine
Privatkasse in Höhe von fünfzigtausend Lire, damit es nicht heißt,
daß sich Italien an Rasi quasi bereichert hat.

(Der Rechnungshof beschließt demgemäß und schafft damit den
Skandal aus der Welt.)

(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Prof. Ernst v. Leyden hielt am Mittwoch vor einem
dichtgedrängten Auditorium seine Abschiedsvorlesung im alten Hör-
saale der Berliner Charité, von deren Leitung er nunmehr zurück-
tritt. Ansprachen der Kollegen ehrten den hervorragenden Kliniker,
den Forscher und den Wohltäter der leidenden Menschheit, der die
mörderische Tuberkulose durch die Heißstättbewegung wirksam hat
bekämpfen helfen. Leyden wies in seiner Erwiderung darauf hin, wie er
seines Lehrers Traube Devise zu befolgen bemüht gewesen sei: nicht nur
der Wissenschaft zu dienen, sondern im Kranken den Menschen zu
sehen, für ihn zu sorgen und ihn zu heilen. Der verdiente Kliniker,
der 31 Jahre die Berliner Klinik geleitet hat, will sich in Zukunft
ganz der Erforschung der Krebskrankheit widmen. Mögen dem
75jährigen noch schöne Erfolge beschieden sein!

— Hermann Bahrs Buch über Wien, über dessen Aben-
teuer wir wiederholt berichtet haben, bleibt im vollen Umfange
konfiziert. Der Thron der Habsburger ist offenbar so sehr dadurch
gefährdet, daß das Wiener Oberlandesgericht dem Spötter und
Causur keinen Pardon bewilligen wollte.